**Zeitschrift:** Zoom-Filmberater

**Herausgeber:** Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

**Band:** 30 (1978)

**Heft:** 4

**Rubrik:** TV/Radio-kritisch

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

**Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

**Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

**Download PDF:** 08.12.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch**

und etwas krass ausgedrückt: Ist er weiterhin «Patientengut», das ins Spital eingefahren und daselbst maschinell und nach neuesten Methoden revidiert wird, oder wird er als Mensch ernstgenommen und dementsprechend behandelt? Das hiesse konkret: vermehrte Information des Patienten über seine Befindlichkeit, Vermittlung von Selbsthilfetechniken, Ambulatorien (beispielsweise Quartier-Polykliniken), die der kurzfristigen Versorgung dienen würden, Verlagerung der Betreuung in Richtung Sozialmedizin: vermehrte Gespräche mit den Patienten, d. h. den Menschen nicht nur in seiner Organfunktion sondern als Ganzes zu verstehen.
Solche Vorkehrungen könnten schliesslich dazu führen, dass sich der Kranke nicht mehr derart ausgeliefert vorkommen müsste, dass er trotz seinen körperlichen oder seelischen Schwächen vom Arzt als Gegenüber akzeptiert würde. Ein solcher Aufbruch des bis anhin eindeutigen Abhängigkeitsverhältnisses dürfte sich überdies auch auf das überhöhte Preisgefüge der Medizinalbranche auswirken. Was nun die Sterbehilfe anbelangt, so wäre im Sinne dieser neuen Stellung des Patienten zu sagen, dass der Arzt frühzeitig das Gespräch mit ihm suchen sollte, auch wenn dieses die Perspektive des Todes miteinbeziehen würde. Mir scheint, dass der Patient in vielen Fällen über die Art der Behandlung entscheiden könnte. Dazu gehört auch die Stellungnahme für oder gegen die passive Sterbehilfe.

*Didaktische Leistung und Einsatzmöglichkeiten*

Der Film eignet sich wegen seiner Kürze gut als Anreisser für eine vertiefte Beschäftigung mit den Belangen der heutigen Medizin. Seine Aussagen wären allerdings zu ergänzen durch weitere Materialien und Informationen zum Thema Sterbehilfe. Einsetzen kann man ihn sowohl bei Jugendlichen (etwa ab 14 Jahren) wie in der Erwachsenenarbeit, insbesondere auch bei älteren Leuten.

*Vergleichsmaterial*

*Filme:* «Leben mit dem Tod», Dokumentarfilm, Grossbritannien 1973, 30 Min., Fr. 30.– (ZOOM); «Die letzte Station», BRD 1971, 30 Min., Fr. 30.– (ZOOM); «Noch 16 Tage», BRD 1971, 30 Min., 30.– (SELECTA und ZOOM). Ueli Spring

# TV/RADIO-KRITISCH

## Sendeanspruch nicht erfüllt

*«Dem Alter auf der Spur?» von Marion Bornschier, Fernsehen DRS, 23. Januar*

Zum besseren Verständnis dieser knapp einstündigen Sendung seien einige Fragen und Antworten kurz wiederholt und neue hinzugefügt. Gleich einleitend wird mit Bezug auf eine steigende Lebenserwartung in den Industriestaaten zu Recht die bange Frage gestellt *«Was kommt da (nach der Pensionierung) auf uns zu?»* und die Vermutung proklamiert, dass «Altern nicht in erster Linie einen biologischen Prozess, sondern eher soziales Schicksal» bedeuten könnte. Die Befragung einer Schulklasse (bei der die Kleinen etwas befangen wirken) ergibt unter Zuhilfenahme von anschaulichem Zeichenmaterial, dass alte Leute viel allein seien, wenig Kontakt hätten, im Altersheim aber immerhin eine – im Gegensatz zu jungen Jahren – grosse Bewegungsfreiheit genössen. Auf die Frage *«Macht Alter krank?»* tut die Geriatrie kund, dass hier höchstens in der erhöhten Anfälligkeit auf Krankheiten eine gewisse Zwangsläufigkeit bestehe, und man zum Beispiel der Arteriosklerose (Schema)

durch das Vermeiden von zu fettem Essen, Übergewicht, Rauchen, Stress usw. gut vorbeugen könne.
Die Basler Sandoz ihrerseits weist aufgrund von Tierversuchen altersbedingte Veränderungen im Gehirn nach (Schema). Diesem ernüchternden Ergebnis wird jedoch sogleich die weiterführende Behauptung entgegengesetzt, dass «geistiges Training von Jugend auf» als wohl bester Jungbrunnen gelten dürfe, und von daher neu gefragt, ob nicht die fabrikarbeitende Unterschicht punkto Lebensqualität benachteiligt und somit schneller «verbraucht» sei. Ein Wiener Altersforscher bestätigt diese Vermutung (Interviewausschnitt) und verweist auf künstlerische Werte abseits von Arbeit und Leistung. Im allgemeinen habe man sich «ein Leben lang auf den Ruhestand vorzubereiten».
*«Macht das Alter dumm?»* taucht als weiterer Problemkreis am Bildschirm auf. Unter der Obhut einer Bonner Psychologen-Gruppe sagen alte Leute munter Zahlenreihen her und schieben – so Frau B. – auch auf durchaus intelligente Weise farbige Würfel vor- und seitwärts. Frau B. erging es materiell nicht viel besser als den meisten von uns, doch war und ist sie von jeher rege sozial (jetzt in Altersklubs usw.) interessiert und tätig. Der Reaktions-Test an einem alten Herrn beantwortet die Frage *«Kann man im Alter nicht mehr schalten?»* ebenfalls negativ. Er trainiert seine Fähigkeiten täglich beim Spazierengehen im Strassenverkehr. Als erstes ermutigendes Zwischenresultat für den interessierten Zuschauer darf das Fazit der Bonner-Untersuchung gelten, wonach es *das* Alter nicht gibt, und wer gesund ist, auch mehr unternimmt. Wer hingegen weniger gesund ist, ist auch weniger aktiv und hat beim Pech, eine «entfremdete, schlechtbezahlte Arbeit zu verrichten, doppelt verloren». Hier liegt natürlich die mögliche Wurzel tiefer Verbitterung: *Macht Alter starrsinnig?* Wie weitere Forschungen und ein Ausbildungslehrgang für Gerontologie in Nijmegen (Holland) nahelegen, eröffnet sich da ein weites Feld vorbeugender gruppentherapeutischer Massnahmen, in der Schweiz etwa ein solches in und ausserhalb von Spitälern, «wo die Behandlung der Krankheit allein nicht im Vordergrund steht». Und schliesslich: *«Macht Forschung klüger?»* Selbstverständlich ja. Sie bestätigt die bereits bestehende Erkenntnis, dass alte Leute auf Unabhängigkeit und Zusammenleben – nicht nur mit Nachbarn ihrer eigenen Generation – Wert legen (Schnitt auf Bümplizer Alterssiedlungs-Blöcke).
Dieser kurze Abriss möge genügen, um eine – wie ich meine – sich aufdrängende Zusatzfrage ins Spiel zu bringen: *Für wie beschränkt hält das Fernsehen DRS seine Zuschauer eigentlich?* Obwohl ich mich gewiss nicht zum «alten Eisen» zähle, fühle ich mich durch diese unerträglich snobistische Art eines «themengerechten», ganz offensichtlich zielpublikumsbezogenen Frage-Antwort-Spiels in höchstem Grade für dumm verkauft und stellvertretend an der Nase herumgeführt. Parallel zum offenbaren Bestreben der Autorin, den Weg in ein sinnvolles, glücklicheres Alter aufzuzeigen, wird hier in positiver Verdrehung harter Tatsachen und mit kaltschnäuzigem Zynismus die Unmöglichkeit eines solchen «Vorhabens» plastisch kommentiert: Nichtrauchen und mageres Essen als Waffe gegen «entfremdete, schlechtbezahlte Arbeit»? «Soziale Aktivität» in Wohnblöcken, die eine solche geradezu blockieren? Künstlerische Hobbies neben Schichtarbeit? und so weiter, und so weiter. Gerade die (Arbeits-)Psychologie und Soziologie haben die Unmöglichkeit des «Nur-einmal-Verlierens» (siehe oben) klar bestätigt. Wer einmal verliert (bei der Arbeit), hat zweimal verloren (bei der Gesundheit), es sei denn, er setze seine Aktivität gerade nicht in die «Altersvorbereitung», sondern in die Beseitigung der ihn umklammernden Sach- und Leistungszwänge um.
Mit diesem Beitrag ist das Fernsehen DRS, ausgehend von gesundheitlichen Re-Aktionen, der Aktion des arbeitenden Menschen zwar in daraufhin logisch-thematischem Ductus, doch gerade deshalb wenig bewundernswerter Weise ausgewichen. Mit einem abschliessenden Hinweis auf die «Telearena», in welcher das Alter auch noch zur Sprache käme, wird dieser nichterfüllte Sendeanspruch noch lange nicht aus der Welt geschafft. *Kann der Zuschauer abschalten?* Er kann. Jürg Prisi

## Lichtshow, Bastelkurs und Konsumentensendung

*Einige Überlegungen zu den Sendungen für Kinder der Altersstufe 7–12 im Deutschschweizer Fernsehen*

Die nachfolgenden Ausführungen beziehen sich auf drei Kindersendungen, die Ende Januar und anfangs Februar jeweils am Mittwoch- und Freitagnachmittag ausgestrahlt worden sind. Damit soll gesagt sein, dass hier keineswegs eine repräsentative, sondern eher eine impressionistische Besprechung des einschlägigen TV-Angebots geleistet werden kann. Was dem Betrachter an den drei Nachmittagen vor allem ins Auge sprang, war sicher die Tatsache, dass die gezeigten Magazine völlig verschiedener Natur waren. Es gibt zur Zeit kein einheitliches Sendegefäss für diese Altersstufe.

In der Sendung *«Eins, zwei oder drei?»* vom 18. Januar, einer Koproduktion des Deutschen, des Österreichischen und des Schweizer Fernsehens standen Quizfragen an die Kinder im Vordergrund. Die Struktur des Magazins, das in regelmässigen Zeitabständen im Programm erscheint, lehnt sich ganz offensichtlich an berühmte, mehr oder weniger verblichene Vorbilder aus der Erwachsenenwelt an. Der Einbezug von Schülermannschaften aus den drei Ländern mag an *«Einer wird gewinnen»* oder ähnliche Quizprogramme erinnern, die showmässige Aufmachung mit all dem Lichterklamauk an das unvergessene *«Wer gwünnt»*. Nur dass hier nicht Mäni Weber für Betrieb sorgt, sondern der bekannte Schlagersänger Michael Schanze. Er stellte den Mannschaften die verschiedenen Fragen, die sich (wie früher im *«EWG»*) auf einen zuvor gezeigten Film und auf andere Darbietungen bezogen. So galt es, die Heimat des Emus herauszufinden, den Namen der Schwester Winnetous zu erraten oder zu entscheiden, ob das vorgezeigte Kücken später zum Huhn, zur Gans oder zur Ente werden wird.

Die Fragen appellierten damit einesteils an das Wissen der Kinder, andererseits aber auch an sowieso Bekanntes oder auch an gänzlich Unbekanntes, das man nur blindlings erraten konnte. Gut fand ich in diesem Sinn die Präsentation des sogenannten schwarzen Theaters, bei dem dunkel gekleidete, unsichtbare Spieler helle Puppen tanzen liessen. Das Ganze war sehr lustig anzusehen, und die Frage nach der Anzahl der Spieler wurde dadurch beantwortet, dass der Moderator einen nach dem anderen aus dem Dunkel hervorzog. Weniger überzeugend, wenn auch nicht langweilig, erschien mir die Art, mit der die Antworten der Kinder für richtig oder falsch erklärt wurden: Diese hatten sich laut Anweisung des Präsentators vor derjenigen Türe aufzustellen, auf der die ihrer Meinung nach richtige Antwort angeschrieben war (multiple choice: Türe 1, 2 oder 3). Bis zu einem Zeichen hin (Klopp heisst stop!) konnten die Positionen dann noch hüpfend gewechselt werden. Doch nach dem «Klopp» erloschen jeweils die Lichter, und die Türe mit der richtigen Antwort sowie die davor befindlichen Teilnehmer wurden in Flutlicht getaucht. Alles in allem ein etwas fragwürdiger Lichtzauber und Klangspektakel.

Die Kinder hatten allerdings, wie mir schien, schon einigen Spass daran; insbesondere der immer gleiche, ritualisierte Bewegungsablauf behagte ihnen offensichtlich. Schanze selber schwatzte ein wenig zu viel. Er brachte damit zwar Zug und Leben in die Sendung, hatte aber doch Mühe, sich richtig auf die jungen Mitspieler einzustellen. Die Kinder wurden durch seinen schnoddrig-aufmüpfigen Ton eher irritiert und eingeschüchtert. Abstossend und irgendwie überflüssig fand ich die Art der Preisverteilung: Durch jede richtige Antwort hatte man sich einen Tennisball eingehandelt, der am Schluss gegen ein Geschenk vom völlig überfrachteten Gabentisch eingewechselt werden konnte. Hier kamen auch die Spielzeugfabrikanten noch zu ihrem Recht...

Am 25. Januar wurde eine Ausgabe des *Machmit-Magazines* gezeigt. Diese Sendung zielt, wie schon der Titel besagt, darauf ab, die Kinder zu eigenen Aktivitäten zu animieren. Es steht so nicht der unterhaltende Konsum der Sendung im Vordergrund, sondern vielmehr die Vermittlung von Informationen und Anleitungen zum Selber-

basteln an die Kinder, ein durchaus mediengerechter Vorgang also. Zu Beginn und am Schluss des Magazins wurde dies mit einem Trickfilm realisiert: Die beiden Durchschnittskinder Peter und Monika basteln mit Hilfe einer Schachtel zusammen ein «Fussballspiel», in dem mit Trinkhalmen ein Watteball hin- und hergeblasen wird. Oder sie fertigen kleine Korkschiffe, die auf dem Wasser eines Beckens mit Puste in Fahrt gebracht werden können. Oder sie verwandeln Zündholzschachteln in neuartige Würfel.
Jede dieser kurzen Trickfilmsequenzen knüpfte an der Alltagswirklichkeit der Kinder an, gab Hinweise, was an einem regnerischen Nachmittag, was nach dem Abwaschen usw. getan werden könnte. Didaktisch geschickt war auch das Bestreben, jeden der einfachen Arbeitsvorgänge am Ende des Filmes nochmals vorzuführen. Klärend und unaufdringlich dazu der Kommentar von Erika Brüggemann.
Das Hauptthema der Sendung war aber das konstruktive Bauen mit Grundelementen aus Papier. Vorerst zeigte man den Zuschauern all jene Endprodukte wie Krane, Helikopter, Brücken, die aus den einfachen Elementen zusammengestellt werden können. Dann erklärte der Präsentator sehr langsam und gut verständlich den Arbeitsvorgang, der nötig ist, um ein solches Profil zu fertigen. Auch Möglichkeiten des Zusammenbauens wurden aufgezeigt. Zu diesem Zweck ging der Mann zu den im Studio anwesenden und bastelnden Kindern hinüber und befragte ein jedes über sein im Entstehen begriffenes Werk, gab Ratschläge, leistete Hilfestellung. All dies geschah ganz natürlich und ruhig: Die Einwirkung der Erwachsenen beschränkte sich während der ganzen Sendung auf das Nötige, auf das Weitergeben von praktischen Hinweisen.
Die Sendung *«Kitsch unter der Lupe»* am 1. Februar schliesslich handelte vom Umgang mit Spielzeug und von der Bewertung desselben. Heidi Abel diskutierte mit vier Kindern vor der Kamera über Wert und Unwert von Teddybären, von verschiedenen

Puppen und Spielen, von Mickey Mouse und Superman. Und es ging darum, das wertvolle Spielzeug vom Kitsch unterscheiden zu können. Die Präsentatorin versuchte am Anfang, die Kinder mit ihren Erfahrungen einzubeziehen, ihre spontanen Äusserungen aufzunehmen und sich auf diese zu beziehen. Dennoch fragte ich mich, ob die Kinder nicht doch ein wenig zu sehr in Pflicht genommen wurden, um den Geschmack und das didaktische Anliegen der Moderatoren zu bestätigen. Heidi Abel setzte sich mit ihrer eigenen, engagierten Meinung jedenfalls leicht durch. Damit sei keineswegs etwas gegen diese Meinung selber gesagt, sondern nur ein Vorbehalt angemeldet gegen den Anspruch, den die Sendung offenbar erhebt: Ein didaktisches Ziel, nämlich die Verbreitung von geschmack- und sinnvollem Spielzeug zu propagieren und dies gleichzeitig als Wunsch der Kinder zu deklarieren. Denn Kinder scheinen mir in diesen Belangen doch noch sehr von Erwachsenen beeinflusst zu werden und zwar im guten wie auch im weniger guten Sinn.
Was inhaltlich aufgeführt wurde, war einsichtig: Die Vermenschlichung der Spielzeugtiere, die überzeichneten Gesichter von Puppen, die Identifikations- und Rollenangebote mittels Modepüppchen (Frauenbild) und bewaffneten Supermännern (Männerbild), all diese Erscheinungen auf dem Spielzeugmarkt sind abzulehnen. Und auch die Forderung nach mehr Robinsonspielplätzen und nach Konstruktionsspielen ist zweifellos berechtigt. Nur stellte sich angesichts dieser Aussagen doch die Frage nach dem von der Sendung anvisierten Zielpublikum. Offenbar richtet sich diese nicht nur an die Kinder selber, sondern auch an Erwachsene, an Eltern, Spielzeughersteller, Behördenvertreter usw., die allerdings zu diesem Sendetermin schlecht erreicht werden können.
Bezweckt wird wahrscheinlich vor allem Konsumentenaufklärung. Und in diesem Fall wären die Konsumenten die Kinder, die in ihrem Wunschverhalten, in ihrem Geschmack beeinflusst werden sollen. Als Gegengewicht zu den Werbemaschen auf dem Spielzeugmarkt scheint mir ein solcher Versuch keineswegs abwegig zu sein.
Als verfehlt empfand ich hingegen die Überdotierung des Programms: Es wurden ganz einfach zu viele Spielsachen gezeigt und besprochen, zuviele aktuelle Probleme angerissen. Dadurch entstand der Eindruck einer gewissen Oberflächlichkeit und Flüchtigkeit, und Heidi Abel geriet in einen Redestress, der den Informationswert der Sendung nur beeinträchtigen konnte. Zudem litt unter dieser Eile der Kontakt, das Gespräch mit den Kindern, die je länger je mehr in den Hintergrund geschoben wurden.

Ueli Spring

## Das gewalttätige Medium

*Über «Der Marshal von Cimarron», «Starsky & Hutch» (beide ZDF) und «Ein Sheriff in New York» (ARD)*

Das sind also vier von vielen, die uns über das Jahr 1978 hinweg vom Bildschirm aus verfolgen werden: Marshal Jim Crown, Starsky, Hutch und Sam McCloud. In gekauften amerikanischen Western-Serien, Krimi-Serien und Western-Krimi-Serien geben sie dem Fernseh-Programm Profil. Dass sie es tun, ist Gewalt genug – andere bräuchte da nicht mehr zu sein. Und wo sie vorkommt, steht sie hinter dieser ersten weit zurück. Wir haben es hinzunehmen: fünfundzwanzigmal wird uns – mittwochs, freitags, samstags – in Wort, Handlung und Bild Fernsehaction amerikanischer Provenienz geboten, werden wir vollgekippt mit mehr oder weniger schlecht synchronisierten Scherzen, mit Handlungs- und Figurenklischees, die wie ein verkohlter Pfannkuchen längst um- und umgewendet sind. Das «Wir» ist dabei nicht sehr fest gebaut: Es soll Leute geben, die das erst gar nicht einschalten (aber denen wird, zum Beispiel am Mittwoch um 21.20 Uhr, durch «Starsky & Hutch» bequeme Fernsehzeit weggenommen: Sehenswertes rückt nach hinten). Es soll andere geben, die es geradezu närrisch mögen; wahrscheinlich, weil sie Entspannung mit Abstumpfung und

unreflektiertem Konsum verwechseln (das da auch die dabei sind, die gerne Gewaltsames goutieren, sei einmal ausser Acht gelassen – es führt nach dem derzeitigen Zuschauerforschungsstand immer noch zu weit). Es soll schliesslich welche geben, die noch aus den abgenutztesten Klischees Aufschlussreiches destillieren.
Aber sind nicht nach der ersten Folge einer Serie, die uns klar macht, dass dank praktizierter Auge-um-Auge-Philosophie die Gerechtigkeit jederzeit fest im Sattel sitzt, mindestens alle anderen Folgen überflüssig? Sie wären es, fungierte das Fernsehen hier nicht scheinbar mehr als sonst, jedenfalls eingestandenermassen und ausgestattet mit einem Persilschein (auf dem die amerikanischen Einschaltquoten und Laufzeiten zu lesen sind) als Unterhaltungsdroge. Es darf geschluckt werden, je mehr desto besser. Serien als reziprokes Alibi: So ist Fernsehen vorgeblich sonst nicht.
Also schlucken wir ohne die glänzenden Werbespot-Höhepunkte, deretwegen sie in Amerika gesehen werden sollen, Serien, in denen Wildwest-Sheriffs und Grossstadtbeamte zu Cowboy-Kriminalern mutieren, wohl wissend, dass Serienlaboranten vor nichts zurückschrecken, es sei denn – vielleicht – vor dem weissen Fleck, den sie auf unserer Netzhaut provozierten (Copyright: Heinz Haber, «Australische Blindheit»). Sam McCloud, der Sheriff aus New Mexiko, geht mit Lasso und lockerem Schiesseisen durch New York, trägt manchen Strauss auf rasender Postkutsche aus – mal was Neues. Und weil er mit dem Colt, selbstverständlich immer in Notwehr, gar so schnell ist, gibt's von Fernsehkommentatoren und Vorgesetzten so Spasshaftes wie: «Versuchen Sie ohne weitere Schiesserei in mein Büro zu kommen.» Und weil McCloud gar noch dafür plädiert, dass nicht jedermann sich eine Waffe kaufen kann, könnte er uns beinahe noch sympathisch werden, verriete er nicht nach dem Finalschuss: «Ich wollte diesen Mann lebend. Unglücklicherweise hatte er etwas dagegen.»
So locker sitzt Starsky das Schiesseisen nicht. Er umklammert's, wenn er losdrückt, mit zwei Händen – und das gibt, samtäugig wie er ist, ein fast kindliches Bild. Im Ergebnis kommt's freilich aufs gleiche raus, und zudem überlässt Starsky das Witzemachen nicht anderen: zusammen mit seinem Partner Hutchinson bildet er eine Firma für schulterschlagende Asphaltjokes, über die nur eingespielte Krimi-Schlukker lachen dürften. Wenn sie selbst gerade zu müde zu Sprachspässen sind, hören sie gerne Negern als Plaudertaschen oder beim Verpfeifen zu, heben Ganoven mit dem Kran hoch und lassen sie fallen oder werfen leichtgewichtige Unterweltler durch die Tür. Letzteres hat sie wahrscheinlich auf die Liste des britischen Gewaltforschers Belson gesetzt, der Liebhaber von Action-Serien als zu 49 Prozent gewalttätig (schwer, versteht sich) beschrieb.
Ohne Todesrache geht es in allen drei Serien nicht ab: Ist doch klar, wer tötet, muss getötet werden. Darum kommt auch der Marshal Jim Crown von Cimarron nicht herum, der sonst ein noch ärgerer Tranquillizer zu werden verspräche als er trotz furchterregend knödelnder Synchronstimme schon ist. Wie immer wird auch hier Gewalt missbraucht, um das Ideendefizit auszugleichen. Aber es lohnt kaum, solchen Handlungsschnipseln nachzuspüren: Dass dargestellte Gewalt nicht alleine Stimulierung oder Läuterung auslöst, soviel scheint klar. Nicht die Einzelaktion, Episode oder Serie übt grösste Gewalt aus, sondern das Medium, das seine Zuschauer in die tumbe Konsumentenrolle zwingt. Die Masse der Serien, die Austauschbarkeit der Figuren wirkt dabei hoffentlich eher entlarvend denn niederdrückend.

Wilfried Geldner (epd.)

---

**Fernsehkurs im Jugendhaus Winterthur**

Am 18./19. März veranstaltet das Jugendhaus Winterthur (Steinberggasse 31, 8400 Winterthur) einen Wochenendkurs zum Thema «Die heile Welt der Fernseh-Serienfilme» für Fernseh-Interessierte und Erzieher aus der freien Jugendarbeit, der Schule und der Erwachsenenbildung. Kosten: Fr. 40.– (für Schüler, Lehrlinge, Studenten, Arbeitslose Fr. 20.–. Den Kurs leitet Hanspeter Stalder, AV-Alternativen, Unterengstringen.

## Zürcher Radio- und Fernsehpreis 1977

drs. Die Zürcher Radio-Stiftung hatte 1977 wiederum einen «Zürcher Radiopreis» und einen «Zürcher Fernsehpreis» ausgeschrieben. Die Jury des *Zürcher Radiopreises* hatte unter dem Vorsitz von Dr. Hermann Gwalter sieben Eingaben der Programmabteilungen Radio DRS zu beurteilen und entschied, einen Hauptpreis und einen Anerkennungspreis zu vergeben. Der Hauptpreis von 8000 Franken wurde dem Redaktionsteam Kultur der Abteilung Wort im Radiostudio Bern verliehen. Von dieser Gruppe gingen innerhalb der letzten beiden Jahre überdurchschnittlich viele Impulse für neue Sendemodelle aus, welche die Möglichkeiten des Radios zeit- und publikumsgerecht nutzen. Den Anerkennungspreis von 1500 Franken erhält *Walter Wefel,* Chef des Sprech- und Präsentationsdienstes Radio DRS, Zürich, für seine Verdienste um die Dialekt-Hörspielreihe «Anna Göldi». Er hat es verstanden, den gleichnamigen Roman von Kaspar Freuler als Radiobearbeiter und Regisseur mit rund fünfzig Laiensprechern zu einer vielbeachteten Programmleistung der Abteilung Folklore, Dienststelle Zürich, zu gestalten.
Die Jury des *Zürcher Fernsehpreises* hat, ebenfalls unter dem Vorsitz von Dr. Hermann Gwalter, zehn Eingaben der Programmabteilungen Fernsehen DRS geprüft und beschlossen, einen Hauptpreis zu gleichen Teilen für zwei Beiträge sowie einen Anerkennungspreis zu vergeben. Der eine Hauptpreis von 4000 Franken wird dem Fernsehspiel *«Em Lehme si Letscht»* von *Kurt Gloor* zugesprochen. Diese Produktion der Abteilung Dramatik Fernsehen DRS, entstanden in richtungsweisender Zusammenarbeit zwischen einem Filmschaffenden und dem Fernsehen, besticht durch ihren Realitätsgehalt, der durch medienspezifische Gestaltungsmittel bewältigt ist. Den anderen Hauptpreis von 4000 Franken erhält die Sendereihe *«Wir und...»* der Abteilung Kultur und Wissenschaft Fernsehen DRS (die Jury stützte sich dabei auf *Stanislav Bors* Beitrag «Wir und die Brockenhäuser»). Dem Arbeitsteam dieser Produktion des Ressorts Kultur kommt das Verdienst zu, unsere aktuelle Volkskultur mit dem Medium Fernsehen wissenschaftlich zu durchleuchten und im Geiste teilnehmender Beobachtung darzustellen.
Der Anerkennungspreis von 1500 Franken wird der Jugendsendung *«Wie andere auch: Remo, zehnjährig»* von *Adrian Marthaler* und *Gebhard Bürge* der Abteilung Familie und Erziehung verliehen. Dieser Film vom Alltag eines mongoloiden Kindes überzeugt durch seine Authentizität und ist ein gelungenes Beispiel für die Bemühungen des Ressorts Jugend, das Verständnis für Behinderte unter Gleichaltrigen zu fördern. – Die Preisverleihung findet am 17. März 1978 im Radiostudio Zürich statt.

# BÜCHER ZUR SACHE

## Politische Arbeit mit Film – ein Handbuch der praktischen Filmarbeit

*Jürgen Schwalm/Peter Wetterau; aus der Reihe: Marxistische Aesthetik und Kulturpolitik, ed: Redaktionen kürbiskern und tendenzen, Damnitz Verlag, München 1976. 112 Seiten, Fr.11.60.*
«Wie setze ich einen Film ein?». Diese Frage versuchen Jürgen Schwalm und Peter Wetterau in ihrem Buch «Politische Arbeit mit Film» nicht nur zu beantworten. Sie haben hier einen Leitfaden zusammengestellt, der systematisch zeigt, was alles berücksichtigt werden muß, bis die «6-5-4-3» des Startbandes im alternativen «Kino» über die Leinwand (oder das ersatzweise verwendete Bettlaken) läuft. Und auch was noch zu tun bleibt, bis der Film am nächsten Tag termingerecht und ohne Mängel wieder beim (normalerweise nichtkommerziellen) Verleih eingetroffen ist.